Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 24

Artikel: Der Jakob Spätzlein [Schluss]

Autor: Schibli, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636474

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 14. Juni

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Rosenzeit.

Von Jakob Bürki.

's ist Rosenzeit!
Zu Berg und Tal ein Glühen,
Auf grünem Grund ein Leuchten weiß und rot.
's ist Rosenzeit; —
Doch hinter holdem Blühen
Auflauscht und lauert schon der blasse Tod.

's ist Rosenzeit!
O Zeit der gold'nen Fülle,
So weit das Auge träumend schweift!
's ist Rosenzeit! —
In müder Sommerstille
Das Leben sacht dem Tod entgegenreift.

's war Rosenzeit!
In meiner Liebe Garten
Die Rose stand in voll erblühter Pracht.
's war Rosenzeit; —
Die liebend ich wollt' warten,
Verblich und sank in grause Grabesnacht. —

Der Jakob Spätzlein.

Eine Novelle von Emil Schibli.

3. (Schluß.)

So kamen sie zur Mittagszeit in ein Dorf, das lag zwischen Rebenhügeln und weiten Wiesen. An der Straße stand ein Gasthaus, das hatte ein messingenes Schild weit herausgehängt, darauf stand: „Zum goldenen Adler“. Neben dem Hause lag ein Garten mit alten, wehenden Linden.

Da aßen sie zu Mittag und tranken klaren, goldgelben, kühlen Markgräflerwein.

Als es Abend war und die Sterne am Himmel aufgegangen, gingen sie nach Hause. Sie redeten nicht mehr viel. Aber nachher wünschten sie sich herzlich Gute Nacht. Und sie wollten sich wieder sehen.

Von dieser Zeit an ging der Jakob an schönen Abenden stundenweit, so daß er vielmal erst um Mitternacht heim kam. Manchmal ging der Peter Ingold auf diesen Gängen mit ihm, aber zumeist war er allein.

Denn der Peter wollte Frauenseelen ergründen.

Wenn der Jakob allein war, ging er dann und wann in einen Buchladen und kaufte sich für wenig Geld eine gute Erzählung. Diese las er dann an einem Ort, wo es still war und wo seine Augen in die Ferne gehen konnten. Denn dieses liebte er mit seinem ganzen Herzen: einen weiten, freien Blick und Wolken am Horizont und den lichtgoldenen Abendstern.

Er lebte und sann sich täglich tiefer in die Natur hinein. Und es kam so, daß er den Atem anhielt, wenn der Wind in den Bäumen ging, oder daß er sich auf den Boden warf und mit seinen Augen über die wehende Wiesenfläche schaute und sagte: schön, schön!

Und an einem Abend, drüben in Sankt Margreten, als er bei einem Glase Wein eine Stunde zubrachte, schrieb er in sein Notizbuch, wo die Maße für die Anzüge standen, dieses:

Der Tag ist nun vergangen,
Die Wälder stehen fern
Und ruh'n. Mit Prangen
Am Himmel glänzt der Abendstern.

Die Blumen all mit Neigen
Die stille Nacht empfah'n.
Mein Herz, das Schweigen
Der tiefen Stunde will nun nah'n.

Fern rauscht das laute Leben
Der Stadt als wie im Traum.
Mein Herz, daneben
Schwingt meine Sehnsucht durch den Raum.

Er schrieb das Lied ohne Mühe, Zeile um Zeile. Er wußte nicht viel von den Versmaßen der Poesie. Das Lied klang ihm aus dem Herzen, so wie der Wind geht und der Regen seinen tropfenden Rhythmus rauscht.

Als er zu Ende war, las er die Verse. Und er fühlte, daß sie schön seien und daß er nun ein Dichter sei. Da trank er seinen Wein aus und ging mit langsamen Schritten der Stadt zu und sagte im Gehen sein Lied vor sich her.

Das ging so den ganzen Sommer über, daß er in guten Stunden Lieder empfing. Und alle hatten den weichen, tiefen Naturklang und atmeten Sehnsucht und eine suchende, grenzenlose All-Liebe.

Der Jakob las seine Lieder dem Freunde vor. Und dieser prophezeite mit begeisterten, glühenden Worten, daß aus dem Jakob Spätzlein ein großer deutscher Dichter werde.

Diesen aber hatte seit einiger Zeit eine heiße, verzehrende Sehnsucht nach der ungewissen, lockenden Ferne ergriffen, und eines Tages ging er nach einem schweren Abschied von Peter Ingold seiner Dachkammer und der Stadt davon.

Er wanderte durch die stillen grünen Schwarzwaldtäler, blieb hier und dort ein paar Tage und ging weiter, weiter.

Ein schweres Grübeln, wie er das Leben tiefer und in seiner Schönheit erfassen möchte, war über ihn gekommen. Er wartete auf eine große Zeit.

Der Sommer verging. Die Früchte hingen reif an den Bäumen. Der Jakob kam an den Bodensee. Drüben lag sein Heimatland. Die Appenzeller Berge grüßten herüber und machten ihn froh und traurig.

Der Jakob ging weiter. Er kam nach München. Da ließ er sich gehen in dem Strome der großen, vergnügten und gemütwinkligen Stadt und vertat sein erspartes Geld. Als er noch siebzig Mark hatte, ging er zum nächsten Postamt, schrieb einen Brief an seine Mutter und schickte ihr fünfzig davon.

Dann ging er weiter bis an die bayrischen Berge heran. An einem Oktobermorgen sah er von einer Höhe aus im Tal an einem Flusse ein Städtlein. Es lag schön da, turmgrau und ziegelrot und mit krummen Gassen.

In diesem Städtlein wollte er sich nach Arbeit umsehen. Die Häuser waren hoch und schiefgieblig und zwischen den Pflastersteinen sproßte grüner Rasen, und der Sonnenschein huschte in goldenen Flecken über die engen, hallenden Gassen. Ueber den Marktplatz trippelten Tauben und fraßen den Menschen Futter aus den Händen. Der Jakob fand Arbeit bei einem Meister am Stadtgraben. Dieser war Witwer und hatte zwei Töchter, die den Haushalt führten. Es waren beide hübsche Mädchen und es gefiel dem Jakob wohl bei diesen Leuten. Er arbeitete fleißig und redete nicht viel. Aber nach einiger Zeit, da er im Grunde ja ein offenes, mitteilsames Wesen an sich hatte, fing er an, gesprächig zu werden. Er erzählte dem Meister so nebenbei vom Schweizerland, von dem schönen, goldenen Wein, den sie dort trinken und von den Schützen, die auf dreihundert Meter Entfernung in einen kopfgroßen Kreis ihre Kugeln schießen. Den Mädchen sang er Schweizer Volkslieder vor, deren Sinn er ihnen jeweilen mit Liebe und Geschick auslegte.

Als es Winter wurde, las man sich an den langen Abenden Geschichten vor. Als die Reihe an den Jakob kam, wählte er „Pankraz den Schmoller", den er besonders gern hatte. Er las die Geschichte in zwei Abenden zu Ende. Und am dritten erzählte er von dem Dichter, wie dieser ein großer, einsamer und mit sich ringender Mann gewesen sei, und zum Schluß sagte er ein schönes Lied her: Augen, meine lieben Fensterlein.

Darauf ging er aus der Stube und kam zurück mit einem blauen Heft in der Hand.

„Dieses sind Gedichte von mir; wenn ihr einige hören wollt? Ich habe sie letzten Sommer in Basel geschrieben."

Er las und der Meister und die Mädchen hörten aufmerksam zu. Dann sagte der Meister:

„Das mußt ins Bezirksblatt reindrucken lassen, Jakob. Gib her die Sachen, ich geb' sie dem Doktor Mayr, wenn ich ihn das nächste mal seh' im Bräuhaus."

Dieser las die Gedichte und behielt sie bei sich.

Von da ab war von Zeit zu Zeit ein Gedicht von Jakob Spätzlein in die Zeitung gedruckt. Das währte bis in den Frühling hinein. Da er, der Jakob, aber niemals ein Wort von dem Redaktor zu hören bekam, erkundigte er sich eines Tages bei diesem, ob er nun einiges Geld für seine Gedichte bekäme. Aber der Doktor lachte ihn grob aus. Er solle froh sein, daß die Gedichte überhaupt in der Zeitung erschienen seien. „Wissen Sie, es mangelt Ihrer Sprache an Kultur und zudem sind Ihre Sachen gänzlich unmodern. Es fehlt Ihnen die Schulung und eine gewisse nötige Bildung, junger Freund. Sie sind doch Schneider von Beruf, nicht wahr? Hm, ja. Immerhin will ich Ihnen ein gewisses poetisches Talent nicht absprechen. Lesen Sie moderne Lyriker, vielleicht Alfred Mombert, Max Dauthendey oder solche. Es ist nicht ausgeschlossen, Herr Spätzlein, daß Sie vorwärts kommen. Also, auf Wiedersehen!"

Der Jakob verlangte sein Heft zurück. Der Redaktor suchte in seinem Kasten, fand aber nichts.

„Das Manuskript findet sich nicht vor, ich werde es Ihnen durch meinen Bureaudiener hinüberschicken. Ich empfehle mich."

Da ging der Jakob Spätzlein nach Hause in seine Kammer. Es war ihm, als ob er sein Liebstes verloren hätte. Und er konnte nicht anders, er heulte in sein Bettlinnen hinein vor Wut und Gram, der junge, hoffnungsvolle, zukunftsfreudige Dichter. Und er gelobte sich heilig, niemals wieder ein Gedicht an eine Zeitung zu geben. Da lag nun sein ganzes Glück und sein Stolz in Trümmer gehauen und sein liebes, blaues Heft war zum Teufel! Und der verfluchte Doktor! Warum hatte der ihm die Gedichte denn nicht gleich zurückgegeben, wenn sie doch nichts wert waren?! O, der abgefeimte Schuft!

Da ging die Kammertüre auf und die Minna (das war die jüngere von den beiden Schwestern) kam zu ihm. Und als er so da saß in seinem Kummer wie ein Kind, da schlang das Mädchen plötzlich und leidenschaftlich beide Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

„Was bist du denn doch für ein dummer Kerl, Jakob. Merkst es denn nicht, daß der Doktor dir blos neidisch ist? Er einmal kann kein Gedicht machen wie du. Und der Bürgermeister und der Pfarrer und der Oberlehrer, alle sagen ja, wie ihnen die Gedichte gefallen."

Sie küßte ihn wieder mit ihren vollen, starken Lippen. Da flogen Gedanken durch seinen Kopf. Er dachte daran, wie damals in Basel am Münster die beiden sich geküßt hatten und wie ihn eine wilde Sehnsucht durchglühte nach dem Weibe. Nun war dieses die Erfüllung. Die Pulse klopften

ihm, und er küßte das Mädchen wild in seiner überquellenden, jungstarken Leidenschaft. Denn er war rein geblieben bis dahin.

Am Abend ging er weit in das Land hinaus. Die Brust arbeitete hart unter seinem Kittel, und es war ihm eigen froh und bang wie noch nie in seinem Leben.

War dieses nun der Anfang seiner großen Zeit, auf die er harrte? Er jauchzte. Und er wußte nicht wohin mit aller gärenden, schäumenden Jungkraft in ihm.

Die beiden liebten sich heimlich. Sie waren von wildem, heißem Blute. Aber der Jakob fühlte bald, daß ihre Herzen nicht zueinander paßten. Das Mädchen war selbstgefällig und äußerlich. Manchmal roh. Der Jakob aber liebte ein inniges unbeschreiblich feines Wesen, das manche Frauen an sich haben und das einen ehrlichen Mann beglückt und aufrecht hält sein Leben lang.

Aber das Blut bekam die Gewalt über des Mannes Herz. In einer Frühlingsnacht gab sich das Mädchen ihm ganz zu eigen. Da kam es über den Mann wie ein brünstiger, wilder Föhnsturm, der taut, auftaut, alles was Eis ist. Er wurde in seinem Wesen ein völlig anderer. Er sah gereifter aus. Und es kam eine große, ernste und stürmende Liebe zu seinem Mädchen über ihn.

Als der Sommer kam, hielt er bei dem Meister um die Hand seiner Tochter an. Dieser bat sich Bedenkzeit aus. Nach zwei Tagen gab er seine Einwilligung zu der Heirat, mit der Bedingung, das der Jakob auch weiterhin bei ihm bleibe. Es solle sein Schaden nicht sein. Dieser war einverstanden.

Er schrieb nun seiner Mutter und dem Peter Ingold nach Basel, daß er ein Hochzeiter sei. Die Mutter schrieb zurück und war begierig, zu wissen, wie die Braut aussehe. Er möge doch eine Photographie von ihnen beiden schicken, und wann er denn heiraten wolle? Es sei alles so überraschend gekommen und sie wünsche ihm in Gottesnamen Glück. Es täte ihr aber weh, daß er so weit weg sei und sie nun zur Heirat nicht einmal dabei sein könne. Aber sie wolle sich halt drein schicken.

Der Peter Ingold schickte einen kurzen, herzlichen Brief. „Ich will Dir's von Herzen gönnen, mein Jakob, daß du eine Frau gefunden hast, die für dich ist. Aber du bist noch jung, Freund, und ich habe ein wenig Angst um dich. Eines Dichters Frau soll diesem wie ein frischer, heller Brunnen sein, daraus er trinkt, wenn ihn dürstet. Sieh zu, Jakob, daß du diese findest. Indessen unser Schicksal können wir nicht bestimmen. Es kommt nur darauf an, wie wir uns zu ihm stellen, das macht das Fröhlich- oder Trübsein aus."

Der Jakob dachte manche Stunde über die Worte seines Freundes nach. Eines Dichters Frau soll diesem wie ein frischer, heller Brunnen sein, daraus er trinkt, wenn ihn dürstet. — Ja, dieses tat ihm not, denn ihn dürstete oft. Und dieses Mädchen? O, er grübelte schwer in sich hinein, und rang, rang mit seinen Gedanken.

Im Frühjahr war die Hochzeit. Die jungen Leute machten eine kleine Reise in die bayrischen und Tiroler Berge. Dann kamen sie zurück, zwei Menschen mit heißem Blute, die mit ihren Herzen sich nicht fanden. Sie fühlten es bald stärker nach ihrer Heirat. Besonders der Mann. Denn in seinem Weibe war ein starkes Begehren nach dem Blute, und die Seele war arm und verkümmert. Oder verborgen? Es war oft ein dunkelgeheimes Glühen in ihren schönen, großen braunen Augen, davor der Jakob ratlos stand. Es drang oft ein heißes, volles Verlangen nach tieferem Daseinserfassen aus ihrem Herzen auf, das den Jakob glücklich machte. War ihre Seele so arm? Und verkümmert? O nein. Urseele war sie! Und ein wildgewaltiges Weib! In solchen Stunden dichtete der Jakob Spätzlein sein Weib an.

Aber es gab Tage, wo ihm vor ihr fröstelte. Ein Frösteln bis in die tiefste Seele hinein! Wenn sie prahlte mit der Schönheit ihres Leibes und sagte, sie hätte Schacher treiben können, mit diesem ihrem Leibe.

„O, ich hätte gute Partien machen können, reiche sogar. Eigentlich war ich dumm. Du wirst es ja nie auf einen grünen Zweig bringen. Und mit deiner Dichterei, pah, davon hat man auch nicht gegessen."

So lebten sie ihre Ehe.

Da starb im Herbst plötzlich des Jakobs Schwiegervater an Herzschlag. Zwei Monate darauf gebar die junge Frau Spätzlein mit großen Schmerzen ihr erstes Kind.

Da ging der Jakob, wie damals, als er seine Frau zum erstenmal geküßt hatte, in das weite Land hinaus und hatte nun wieder ein volles, frohes Gefühl in der Brust und dachte, daß dieses nun seine große Zeit wäre. Er ging heim und hob sein Kindlein aus den Windeln und küßte es.

„Wachs, Kindlein. Wir wollen selbander das Land der stillen Sehnsucht suchen. Du findest wohl eher den Weg als ich."

Dieses Kind gab der Mutter die Seele. Wie sie so bleich und schmerzentbunden, still in den Kissen lag, da war sie eine völlig andere Frau: Mutter. Und die Zeit ging weiter.

Den Jakob Spätzlein bedrückte geheimes Leid. Seine Frau sah es und frug ihn darnach. Da gestand er: „Ich habe Heimweh. Ich möchte meine Mutter wieder sehen und das Dorf, wo ich ein Bub war. Wenn du mit mir kommen wolltest, gingen wir dorthin."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie gingen. Das Geld, das sie sich erspart hatten, reichte für die Reise hin. Drüben wollten sie weitersehen. Als sie an den Bodensee kamen und das Schiff von Romanshorn herüberfuhr und die Matrosen mit ihm schweizerdeutsch redeten, da glänzten die Augen dieses Mannes, der mit seinem Herzen tief, tief in der Heimat wurzelte, ohne daß andere Menschen je darum wußten.

Des Jakobs Mutter wußte nicht, daß der Sohn heimkam. Als er kam, da weinte sie vor Freude. Sie war älter geworden in den drei Jahren, aber sie hatte noch immer das schöne Leuchten in ihren Augen, von dem der Jakob dem Peter Ingold erzählt hatte.

Nachdem der Jakob einige Tage daheim zugebracht hatte, suchte er in Zürich eine Wohnung und Arbeit. Er fand beides und war fröhlich darüber. Besonders die Wohnung machte ihm Freude. Sie war in einem alten, baufälligen Häuschen am Zürichberg, hell und sonnig. Vor den Fenstern blühten in einem verwilderten Garten Blumen, und grüne, saftstrotzende Sträucher standen umher. Darüber hinaus sah man weit über den See und auf die Gebirge hin. Ein rechter Dichterwinkel war das!

Und der Frau Minna gefiel es auch da.

Der See, der See! Freilich, wo ist auch ein See wie der Zürichsee?

Als sie nun ein Jahr dawohnten, hielt ein weiteres kleines Spätzlein seinen Einzug. Wenn es so weiterging, mußte sich ja der Spätzlein-Vater bald rechtschaffen um seine

Familie sorgen! Aber dieses tat er jetzt nicht. Er freute sich über den kleinen Gast, und seiner Frau, die soviel Mühe und Schmerzen um seine Kinder hatte, küßte er leise und in Ehrfurcht den Mund.

In seinem Herzen dachte er: Wenn es mir nur gerät, was ich so selig hoffe. Aber es muß doch! Er schrieb nämlich seit einiger Zeit an einer Novelle für den Wettbewerb einer Zeitschrift. Der Preis war fünfhundert Franken.

Er schrieb nächtelang. Er schrieb mit seinem tiefen, vollen Dichterherzen eine Geschichte voll Süße und Schönheit und gewann damit den Preis.

Als der Briefträger kam mit der Mitteilung, war der Jakob Spätzlein ein glückseliger Mann. Stolz und jubelnd war er. Nicht eigentlich darum, daß er den Preis gewonnen hatte, sondern — es läßt sich nicht in Worten sagen, was das ist, Dichterseligkeit!

Das Geld gab er seiner Frau. Für sich behielt er nur fünfzig Franken.

„Davon kaufe ich mir eine Bibliothek," sagte er. „Nichts für ungut."

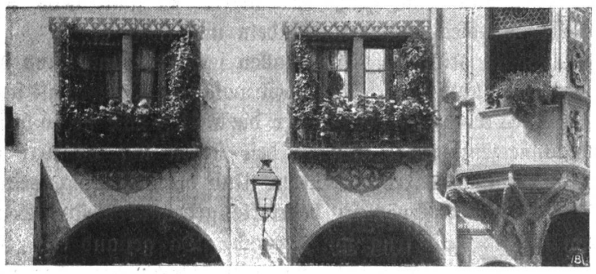
Und er ging in die Stadt, selbstbewußt wie ein König und ging in einen Buchladen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Jakob Spätzlein ist kein großer Dichter geworden. Aber er sinnt in seinen tiefen Stunden an einem schönen Lied und träumt und träumt, wie die Sehnsucht zu erlösen wäre.

Der Blumenschmuck der Fenster und Balkone.

Auf einem Dampfer des Niederrheins kam ein Reisender im Gespräch über Bern auf die eigentümliche Reihe von

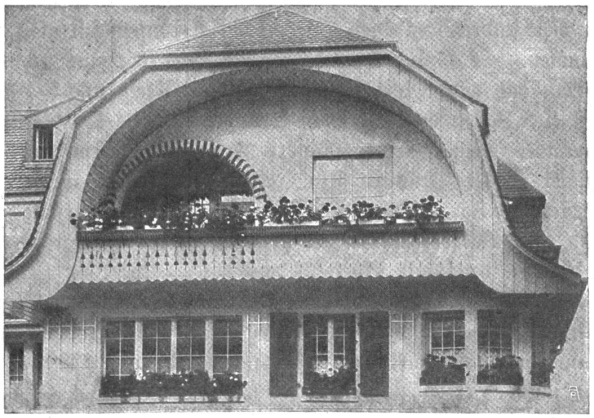


Einfacher Fensterschmuck mit Schlingpflanzen seitwärts, am Erkerhause an der Keßlergasse in Bern.

Brunnen in den Gassen zu sprechen. Er rühmte gar manches von unserer Stadt, die Laubenbogen, die Windung der Aare; er erinnerte sich an das drollige Spiel der Bären, an das seltsame Hochdeutsch der Droschkenkutscher. Die Brunnen aber hatten es ihm besonders angetan. Dazu lobte er auch den Blumenschmuck der Brunnen, die vielen mit Blumen ausstaffierten, herausgeputzten Fenster in den Gassen. Eines aber ersparte er mir nicht. Mit verkniffenen Aeuglein schilderte er mir einen höchst seltsamen Blumenschmuck der Bundesstadt. Mitten auf einem großen Platz, den er als öd und langweilig schilderte, vor dem Bundesschloß, stehen zwei Kandelaber, die Bogenlampen tragen. An beiden Säulen nun, in beträchtlicher Höhe sind in einem Drahtgestell je sechs Geranienstöcklein aufgestellt. Stellen Sie sich vor, den großen, öden Platz in der grellheißen Sonne im August und mitten drin, von aller Welt verlassen, dem Staub und allen Winden preisgegeben, die sechs Geranienstöcklein. Wie die Berner das anstellen möchten, diese sechs Stöcklein da oben zu begießen, frage er zum Ueberfluß noch dazu. Die verkniffenen Aeuglein kamen mir wieder in Sinn, als der Verschönerungsverein der Stadt Bern und Umgebung jüngst ein kleines Büchlein, betitelt: Der Blumenschmuck der Fenster und Balkone, erscheinen ließ. Der Verschönerungsverein hat schon in früheren Jahren Prämien ausgesetzt für gut dekorierte Fenster der Stadt; er will mit diesem Schriftchen Fehlbare aufmerksam machen, vor allem aber noch viele Familien aufmuntern, auch vor ihren Fenstern etliche Stöcklein aufzustellen und diese zu warten. Man sollte meinen, alle diejenigen, die den Garten als einen wesentlichen Teil der Wohnung entbehren müssen, sollten froh sein, irgend in einem Winkel ihres Heims etwas Grünes zu erblicken. So kommen auch viele Frauen dazu, ihren Stolz in die Pflege einer Anzahl besonders schöner Geranien zu setzen.

Das vorhin erwähnte Büchlein, verfaßt von einem fachkundigen, berufenen Fachmann, vom Obergärtner des botanischen Gartens A. Schenk, gibt in erster Linie Aufschluß darüber, wie nun im Frühjahr diese Topfpflanzen zum Schmuck der Balkone und Fenster verwendet werden können.

In dem beigefügten Verzeichnis von empfehlenswerten Sorten werden vornehmlich einheimische Arten aufgeführt. Geranien, einfach blühende Sorten, Efeugeranien, Hängenelken, Glockengeranien, Fuchsien, Margeriten seien erwähnt. Wir möchten hoffen, daß diese Empfehlung unsere Hausfrauen veranlaßte, wieder mehr diese dankbaren Blumen zu ziehen, auch als Geschenke zu übergeben, denn so viel fremdländisches Gewächs, das gar vornehm aussehen soll, aber auch in noch so sorgfältiger Pflege in unserer Luft verkümmern muß. Daneben empfiehlt der Verfasser des Schriftchens besonders die Dekoration der Fenster mit Pflanzen, die alljährlich zu diesem Zwecke gekauft werden. Diese finden in Kasten ihre beste Pflege. Damit ist eine gleichmäßiges Gedeihen der einzelnen Pflanzen, eine vereinfachte Pflege gesichert und eine einheitliche Wahl in den Farben, in der Größe der einzelnen Sorten ermöglicht. Die Bestimmung der Größe, der Anordnung der einzelnen Blumenstöcke ist in erster Linie eine praktische Frage, besonders wenn das Fenster viel benutzt wird. Dann aber ist die Anordnung im Rahmen des Fensters, in der Fassade eine Entscheidung aus feinerem Empfinden. Und darin verrät das Bauernmädchen auf dem Lande in der Aufstellung seiner



Gut angepaßter Lauben- und Fensterschmuck an einem Hause an der obern Dufourstraße in Bern.

Geranien zumeist ein sicheres Auge, ein naives, gesundes Urteil. Der Firlefanz auf vielen Fensterbänken und Balkonen